

Die Basler Friedensbotschaft an das französische Direktorium 1796

Autor(en): Gustav Steiner

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1929

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/0baf4139-e168-4d90-9fe4-aa045f3e75eb>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Die Basler Friedensbotschaft an das französische Direktorium 1796.

Von Gustav Steiner.

Der Austritt Preußens aus der gegen Frankreich gerichteten Koalition wurde vom Wiener Hof als Verrat an der guten Sache gebrandmarkt. Kein Beringerer als Johannes v. Müller, der seinen Kopf und seine Feder verschiedenen Herren und verschiedenen Anschauungen geliehen, hat, im Dienste des Kaisers, in heftigem Angriff den Bundesbruch als einen übereilten Separatfrieden verurteilt und die Vermittlung des ehrlos gewordenen friderizianischen Staates abgelehnt. Frankreich müsse ohnedies aus Mangel an Brot Frieden schließen¹.

Auch Spaniens Abfall blieb ohne entscheidende Wirkung auf Oesterreich. Es beharrte im Kriegszustand, und England verdoppelte seine Anstrengungen. Im Jahre 1795 wurde William Wickham bevollmächtigter Minister der britischen Krone bei der Eidgenossenschaft, und seine geheimen Aufträge gingen alle dahin, von der Schweiz aus die Gegenrevolution zu unterstützen zur Wiederherstellung des Königtums in Frankreich. Die wichtigste Aufgabe bestand in der Vorbereitung eines militärischen Angriffs durch den Kaiser. Die österreichische Armee, zu der das Condésche Emigrantenkorps gehörte, sollte den Durchmarsch über Basler Boden erzwingen, über den Jura in die französischen Grenzdepartemente vorstoßen und durch Verbindung mit der Insurrektion der Republik ein rasches Ende bereiten. Voraussetzung zur Durchführung dieses Angriffs war der Anschluß der Schweiz an die Koalition oder wenigstens ihr Verzicht auf einen redlichen

Widerstand, also in jedem Falle Preisgabe der von der Tagesungung zum Beschluß erhobenen Neutralität.

In dem Berner Schultheißten Niklaus Friedrich v. Steiger fand Wickham den Helfershelfer, der den Umtrieben jeden Vorschub leistete². Die Kantone Solothurn und Freiburg unterstützten seine Absichten, indem sie die Verschwörertätigkeit der Emigranten duldeten, obschon sich diese auch mit der Berufung auf das überlieferte Asylrecht nicht im geringsten rechtfertigen ließ.

Von den neutralitätswidrigen Handlungen schweizerischer Regierungen war die französische Gesandtschaft genau unterrichtet. Man kannte z. B. die Unterhandlungen Steigers mit den gegen Frankreich verbündeten Mächten, die Unterstützung Wickhams, die Duldung der englischen Werbung, die Ausstellung falscher Pässe an Emigranten, die Angriffe auf Frankreich in der „Gazette de Berne“, das Einverständnis mit Condé, die Teilnahme an der gegen Frankreich gerichteten Hungerblockade durch patrizische Regierungen. Von schweizerischen Kantonen aus wurden falsche Assignaten nach Frankreich importiert, um, wie mit der Aushungerung, Frankreich wirtschaftlich zu ruinieren. Bern duldete den von Wickham unterhaltenen Spionagedienst mit den französischen Grenzdepartementen und damit die Vorbereitungen zu einer Insurrektion im Innern Frankreichs, die durch den Einmarsch der Condé-Armee die militärische Unterstützung erhalten sollte.

Durch den Basler Frieden erhielt die französische Regierung freie Hand. Die Rücksichten, welche man früher auf die Schweiz hatte nehmen müssen, fielen dahin. Denn einerseits war durch den Frieden mit Preußen und Spanien die Zahl der Feinde geringer geworden, andererseits war die gegen Frankreich errichtete Hungerblockade gesprengt, und zwar gerade um die Zeit, da Österreich den Transit nach Frankreich durch energische Maßregeln unterband, so daß die Schweiz, wenn sie nicht selber hungern wollte, die Ausfuhr nach Frankreich einstellen mußte. Sie geriet in jene üble Situation, die,

nur in größeren Verhältnissen, uns aus dem letzten Weltkrieg noch in Erinnerung ist.

Die schweizerische Neutralität verlor demnach für Frankreich ihre militärische und wirtschaftliche Bedeutung. Um so stärker empfand das Direktorium die Bedrohung, die darin lag, daß die Condésche Armee, von den Kaiserlichen unterstützt, den Durchmarsch über Basler Boden und den Einfall in Frankreich plante. Die französischen Grenzdepartemente waren dauernd einem feindlichen Einbruch ausgesetzt, und damit war die Sicherheit des Staates gefährdet. Die schweizerischen Grenztruppen bei Basel waren selbst bei gutem Willen nicht imstande, einen solchen Durchbruch zu verhindern. Zudem fehlte der bestimmte und allgemeine Wille zur Neutralität. Er war vorhanden bei Basel, Zürich und Schaffhausen in stärkstem Maße, und man war sich dort klar, daß ein Einbruch der Österreicher auch einen solchen der Franzosen nach sich ziehen und die Schweiz zum Kriegsschauplatz machen werde. Dagegen äußerte der Kommandant des Berner Kontingents im Kriegsrat, Basel besitze keine Verteidigungsmittel, und wenn Condé einen Durchmarsch forcire, dann sollten sich die eigenen Truppen zurückziehen, vorher aber ein paar blinde Schüsse abgeben, um sich nachher rechtfertigen zu können.

Die Lage war für Basel herzlich schlecht, als im Frühjahr 1796 die beiden Gegner den Krieg wieder aufleben ließen. An seinem Neutralitätswillen rüttelten die patrizischen Kantone, und Wickham ging geradezu darauf aus, die Stimmung in der Eidgenossenschaft gegen Basel zu verderben und die Stadt planmäßig zu isolieren. Er hoffte, daß sie im Falle eines österreichischen oder französischen Angriffs ihrem Schicksal überlassen werde. Nach Wickhams Meinung war der Plan eines österreichischen Durchbruchs durch den Jura unmöglich, wenn auf den Neutralitätswillen Basels Rücksicht genommen wurde. Und eine Belagerung Hüningsens war nur denkbar nach Einnahme der Stadt durch die Österreicher. Tatsächlich wurde das Verhältniß der Stadt zu Bern und Solothurn

zunehmend schlecht. Glücklicherweise fand der Neutralitätswille Unterstützung durch den Vorort Zürich.

Nicht nur den Zuzüglern aus den patrizischen Orten, sondern auch ihren Regierungen fehlte die Einsicht in die ganz besondere Lage Basels. Die Bürgerschaft dieser Stadt, so äußerte sich Steiger sehr geringschätzig, habe sich immer nur durch Furcht oder Gewinnsucht leiten lassen. Damit war für den Berner das ganze wirtschaftliche und politische und militärische und kulturelle Problem abgetan. Aber diese geringe Bewertung durch den Berner ist ein typisches Zeichen des Zerfalls und der Auflösung der Eidgenossenschaft, innerhalb deren jeder Einzelstaat seine Sonderregistenz führte, seine Sonderinteressen verfolgte und nicht einmal mehr die Einsicht besaß für die Lebensnotwendigkeiten des Bundesgenossen. Es gehört zu den Widersprüchen traditioneller Geschichtsbetrachtung, diese bis zu Haß und Verachtung reichende Auflösung des Bundes zu erkennen und dann trotzdem, als ob noch ein wirklicher innerer Zusammenhang und eine Einordnung der Kräfte in das Ganze vorhanden wären, sich darüber zu wundern, daß die Eidgenossenschaft dem ersten starken Ansturm von außen erlegen ist.

Von Basel kann man wohl sagen, daß sich im Lauf der Jahrhunderte eine besondere Einstellung der Bürgerschaft zur Grenzlage der Stadt ausgebildet hat, und daß, unbekümmert um die Sympathien des Einzelnen, der Staat als Ganzes betrachtet, die Neutralität aus Lebensnotwendigkeit handhabte. So verfolgte denn auch während der Revolution die Regierung eine Politik des Friedens und der Verständigung, sie suchte beiden Teilen gerecht zu werden, und in der Behandlung der Klagen, die einmal von dieser, dann von jener Kriegspartei geltend gemacht wurden, ließ man sich nicht von Haß und Leidenschaft leiten, sondern von der Vernunft, indem man sich klar war, wie jeder Entscheid auf die Zukunft und auf die Gegenpartei wirken könne. Es entwickelte sich infolgedessen ein Neutralitätsrecht, das zwar, an unserer modernen Auf-

fassung gemessen, sehr unvollkommen war, das aber in den unausbleiblichen Konflikten bestimmte Richtlinien und damit eine gewisse Sicherheit gewährte. Dabei war der Wille zur Selbstständigkeit und zur eidgenössischen Zugehörigkeit nicht geringer als an andern Orten, obschon diese Grundgesinnung, die gerade durch die Gefahr gefestigt wurde, von den Mit-eidgenossen verkannt wurde. Der Kriegsausbruch fand die Basler nicht schlechter, sondern besser vorbereitet als die meisten andern Kantone, die, weil sie nicht in der Gefahrenzone lagen, ihre militärische Ausrüstung vernachlässigt hatten. Aber die Hilfsmittel der Stadt mit ihrem an Umfang geringen Hinterland waren sehr beschränkt, und dieser Beschränkung war man sich bewußt. Für die Versorgung mit den wichtigsten Lebensmitteln war man, namentlich nach dem Verlust der Fruchtzehnten im Elsaß, auf Deutschland angewiesen. Der Handel, der sich infolge der handelspolitisch günstigen Grenzlage nach allen Richtungen entwickelt hatte, war von Handelsverträgen mit Frankreich in stärkstem Maße abhängig. Die Wiederherstellung friedlichen Verkehrs bot erst wieder die nötigen Garantien zu wirtschaftlichem Gedeihen. Durch den Krieg war der reguläre Handel gestört, Transithandel und Kontrebande bereicherten wohl die einen, vermehrten aber dafür die Schwierigkeiten der andern, vor allem dadurch, daß die Lebensmittelpreise in die Höhe gingen. In kleinem Ausmaß sah sich die Basler Regierung ähnlichen Problemen gegenübergestellt wie die Bundesregierung während des Weltkrieges. Sie mußte die Erwerbsmöglichkeiten begünstigen, hatte aber immer wieder darauf zu achten, daß nicht Beschwerden gegen den irregulären Handel, gegen Transit und Ausfuhr erhoben und Verletzung der Neutralität vorgeworfen wurden.

Der Finanzhaushalt war in bestem Zustand. Ein Kriegsanleihen, das die Stadt aufnahm, wurde am ersten Tag gedeckt, es mußte sogar Geld wieder nach Hause getragen werden. Von einer Erschöpfung, wie sie in andern Kantonen

schon nach den ersten Kriegsmonaten eintrat, war also in Basel keine Rede. Die Aufnahme des Anleiheus entsprach einer in früheren Zeiten schon bewährten Auffassung, rechtzeitig reichliche Varmittel zur Verfügung zu haben. Sie wurden insbesondere für Fruchtanläufe verwendet³.

Man kann, wie Steiger getan, verächtlicher Weise das traditionelle neutrale Bestreben der Basler als Wirkung von Furcht und Gewinnsucht erklären. Man kann die Haltung von Rat und Bürgerschaft aber auch als Einsicht in eine durch die Natur bedingte Lage betrachten und als durchaus vernünftige Einschätzung der wirklich vorhandenen Kräfte und der ökonomischen Bedingungen eines Kleinstaates, der, wenn er existieren will, sich mit der Realität abfinden muß. Was Basel aus rechtzeitiger Einsicht getan, das haben dann sogar stärkere Kantone, wie Bern, nachträglich und dann wirklich aus Furcht getan, sie haben die Forderung der Emigranten- ausweisung angenommen, haben die gehasste Nachbarrepublik anerkannt, und damit nur den Beweis geleistet, daß ihre oft provokatorisch feindselige Haltung gegen Frankreich mit der Realität in Widerspruch stand: sie besaßen nicht die Mittel, um konsequent handeln zu können.

Die Basler Regierung war sich bewußt, daß sie sowohl mit dem Kaiser als mit Frankreich friedliche Beziehungen unterhalten müsse, und darum war die Politik, die verfolgt wurde, tatsächlich in ihren Richtlinien eine Politik der Neutralität, auch wenn die Sympathien in der Bürgerschaft geteilt waren und sich oft laut und ungebärdig Luft machten. Wenn man dem Kaiser gegenüber besonders mißtrauisch war, dann lag dies in der überlieferten Abneigung gegen Österreich und in der Furcht vor Eroberungsplänen des Hauses Habsburg begründet und in der besonderen Gefährdung des baslerischen Territoriums durch den Kaiser, der eine unumwundene und eindeutige Zustimmung zu dieser Neutralität nicht abgegeben hatte. Basel war ein Vorland der Eidgenossenschaft. Wie im Jahre 1813, wurde es bereits im Koalitionskrieg als ein ver-

lorener Posten angesehen. Der Kriegsplan, den Solothurn mit Bern vereinbarte, läßt diese exponierte Lage besonders deutlich erscheinen. Im Falle eines französischen Angriffs wollte Solothurn die Birsvogteien sich selbst überlassen und die Truppen zur Verteidigung der Hauptstadt zurückziehen. Dabei rechneten die Solothurner, welche sich die Rückberufung des Basler Kontingentes vorbehielten, auf eine Unterstützung von 12000 Bernern. Ein Vorgelände aber war Basel von Anfang an, durch die Hauensteinlinie von der übrigen Eidgenossenschaft abgetrennt. Die Stadt war den Kanonen von Hüningen preisgegeben. Hart an ihren Grenzen waren zeitweise französische Batterien errichtet. Das Frickthal war ein den Österreichern jederzeit offenes Einfallstor. Von hier aus wurde so und so oft der Durchbruch geplant. Wurde er ins Werk gesetzt, dann kam eidgenössische Hilfe, auch wenn sie nicht von vornherein überhaupt versagte, unter allen Umständen zu spät.

So war Basel auf sich selbst gestellt. Das zeigt sich mit überraschender Deutlichkeit in dem Konflikt, der im Frühjahr 1796 mit Frankreich ausbrach. Die Verwicklung verdankte man denjenigen Miteidgenossen, welche fortdauernd das Verhältnis zu Frankreich vergiftet hatten. Die Beilegung des Streitfalles aber blieb dem Angegriffenen überlassen. Die Unterstützung war so groß, wie sie in einem von Sonderinteressen beherrschten Bunde sein konnte: sie bestand in Lob und Zuspruch und im Versprechen unsicherer und unzulänglicher Hilfe. Also in einem Schein auf die Zukunft.

Basel handelte als ein souveräner Staat mit der ganzen Verantwortlichkeit dieser Souveränität. Der Miniaturstaat setzte sich auseinander mit dem siegreichen Großstaat. Er mußte in seiner Außenpolitik die Aufgabe lösen, die heute Angelegenheit des Bundes wäre. Die Gefahr aber, welche der Kleinstaat zu überwinden hatte, war eine Gefahr, welche der ganzen Eidgenossenschaft drohte. Aus den Vorwürfen und Anklagen, welche das französische Direktorium an Basel

richtete, spricht der angehäuften Groll, der nur in kleinem Maße dem Freistaat, in viel größerem aber der Eidgenossenschaft und vornehmlich den patrizischen Kantonen galt.

Tatsächlich erfolgte im Frühjahr 1796 ein Vorstoß des französischen Direktoriums, der einer Herausforderung zum Krieg ähnlich sah und der mit einem Schlage die gefährvolle Situation beleuchtete. Die Basler Regierung hatte die schwere Pflicht, dieser Herausforderung zu begegnen und sie womöglich unschädlich zu machen. Sie betrieb einen teilweise energischen Notentwechsel und schickte dann einen Vertrauensmann nach Paris, um durch mündliche Verständigung zu erzielen, was dem schriftlichen Wort nicht gelang. In diesem kritischen Augenblick steht der damalige Stadtschreiber Peter Ochs im Vordergrund. Er verfaßte die Antwortschreiben und er übernahm die Mission, die keineswegs begehrenswert war. Denn der Ausgang war höchst ungewiß.

Dieser Handel ist schon darum eigenartig, weil zwei an Macht so ungleiche Staaten Gedanken des Friedens austauschen. Er kennzeichnet aber auch die für die Eidgenossenschaft bedeutungsvolle Wendung: Die französische Regierung hat freie Hand gewonnen, und ihre Sprache wird darum bestimmt. Sie will das geheime Einverständnis mit den Feinden in Zukunft so wenig dulden als die Mißachtung, die sich darin ausdrückt, daß der Ambassador und die Republik von den eidgenössischen Orten, mit Ausnahme von Basel und den beiden Unterwalden, nicht anerkannt werden, während Staaten wie Preußen und Spanien diese Anerkennung ausgesprochen haben. Die Forderungen, die unnachsichtlich gestellt werden, sind verständlich. Aber ihre Erfüllung verleitet zu neuen und mit der Neutralität unvereinbaren Forderungen. Im Hintergrund erhebt sich das Verhängnis des Jahres 1798.

Wie schwer die Verwicklung im Frühling 1796 in Basel empfunden wurde, das verrät uns allein schon der Verfasser eines Diariums mit dem Eintrag: „Unsere Lage ist dato höchst mißlich und bedenklicher als niemals.“⁴ Ochs erzählt den Vor-

gang in seiner Basler Geschichte, und seither ist er, wenn auch nur in Kürze, erwähnt worden; ausführlicher, so weit es sich um die diplomatischen Auseinandersetzungen handelt, von Büchi, der aus der eingehenden Beurteilung der gesamten Lage heraus, und ohne auf die Mission von Dchs näher einzutreten, zu dem Urteil kommt: daß sich dieser „um die Schweiz und um Basel unstreitig sehr verdient gemacht hat“.

Ergänzen wir die offiziellen Akten mit den persönlichen Mitteilungen von Dchs, mit seinen Briefen und Tagebuchnotizen, dann gewinnen wir ein deutliches Bild dieser von Basel durchgeführten Friedensaktion.

Die Unfeindung ging von Frankreich aus. Dort hatte im Jahre 1795 ein Direktorium von fünf Männern die ausübende Gewalt übernommen. Sie gehörten mit Ausnahme von Barras der Bourgeoisie an. Nur Barras repräsentierte durch Herkunft und Lebensart den alten Adel. In der Regierungsgewalt suchte er die Möglichkeit, seinen vornehmen Passionen zu leben. Die Arbeit war ihm zuwider; er war ein *Élégant*, war umgeben von liederlicher Gesellschaft und verkaufte seinen Einfluß zum höchsten Preis. Schon rein äußerlich unterschied sich von ihm der kleine, verwachsene *La Revellière*. Dieser betrieb die Politik wie die Wissenschaften als Dilettant. Weder er noch *Letourneur* bestimmte das Gepräge der neuen Regierung. Die überragenden Männer dieses ersten Direktoriums waren vielmehr *Reubell* und *Carnot*.

Die Arbeitskraft des einstigen Elsässer Advokaten, des *Colmarers Reubell*, galt als unverwundlich. Mit seinen acht- undvierzig Jahren war er der älteste der Direktoren. Wie *Carnot* war er ein entschlossener Republikaner, der um jeden Preis die Herstellung des Königtums zu verhindern suchte. Bereits im Wohlfahrtsausschuß war sein Einfluß auf die Politik und damit auch sein Selbstgefühl gewachsen. Er besaß den Zug zu despotischer Gewaltsamkeit. Er ertrug keinen Widerspruch. Darum verstand er sich schlecht mit *Carnot*.

Bei der Wahl der den Direktoren unterstellten Minister

zeigte sich ein Mangel an besonders fähigen Köpfen. Dem Ministerium des Außern hätte ein Mann wie Barthélemy besonders wertvoll sein können. Denn er verfügte über diplomatische Erfahrung, über einen besonderen Takt, und der Abschluß des Basler Friedens wurde ihm als hohes Verdienst angerechnet. Aber die Patrioten mißtrauten ihm. Die Gegnerschaft in Paris war so stark, daß noch im Jahre des Basler Friedens seine Abberufung von dem schweizerischen Gesandtschaftsposten verlangt wurde. Und seither verstummten diese Stimmen nicht. Sie mehrten sich, sobald eine Bedrohung Frankreichs durch die Emigrantenarmee befürchtet wurde, und sie wurden drohend, weil es ihm nicht gelang, die Eidgenossenschaft von den Emigranten zu säubern und die Anerkennung der französischen Republik zu erzwingen.

Die Männer des Direktoriums galten als „Gemäßigte“. Ihre Gegner waren zur Rechten die Royalisten, zur Linken die „Anarchisten“. Die wahren Republikaner hielten, wie sich das Direktorium ausdrückte, die Mitte. Auf eine Politik des juste milieu war es abgesehen. Reubell wollte nichts wissen von einer Eroberungspolitik, die Frankreich in immer neue Kriege hineinzog. Als Bonaparte den Oberbefehl über die italienische Armee erhielt, sprach sich das Direktorium ausdrücklich gegen die Politik der Eroberungs- und Revolutionskriege aus. Der Krieg sollte zum Frieden führen. Von sich aus und gegen den Willen des Direktoriums verkündigte Bonaparte in Italien den Befreiungskrieg und die Revolutionierung des Landes.

Wenn also im Frühling des Jahres 1796 die Drohnote des Direktoriums an die Basler Regierung den Eindruck erweckte, als ob, wie Johann Georg Müller sich dem Bruder gegenüber aussprach, das Direktorium „absolut Händel“ suche, so entsprach diese Auffassung schwerlich der Absicht Reubells. Aber im Frühling war der Krieg, der durch Waffenruhe unterbrochen war, wieder aufgelebt, zunächst in Italien. Am Rhein unterhielt das Direktorium zwei Armeen, die im April hätten

die Offensive ergreifen sollen. Die eine war befehligt von Jourdan, die andere von Moreau.

Auch der Kaiser hatte an den Grenzen Deutschlands zwei Heere aufgestellt, die Niederrheinarmee unter dem Befehl des Erzherzogs Karl und die Oberrheinarmee unter dem Feldmarschall Grafen Wurmser. Diese letztere, die für die Operationen an den Grenzen der Eidgenossenschaft in Betracht kommt, zählte 83000 Mann. Sie hatte Stellung von Kaiserslautern und Mannheim bis an die Schweizergrenze. Ihr gehörte das Condésche Korps an, das von Prinz Louis-Joseph de Bourbon befehligt war. Für dieses Emigrantenkorps wurde von Falschwerbern auch in der Schweiz geworben, unter großen Schwierigkeiten in den wenigen Kantonen, welche mit dem Verbot Ernst machten, in patrizischen Kantonen von der Regierung unauffällig geduldet. Im Frühling des Jahres 1796 stand Condé mit seinem Korps bei Freiburg im Schwarzwald, er verlegte das Hauptquartier nach Müllheim, und sofort verlautete gerüchtweise, der längstgeplante Einfall in die Schweiz, ein Durchbruch durch baslerisches Gebiet, stehe bevor.

Man muß sich diese Lage vergegenwärtigen, um sich die Erregung des Direktoriums zu erklären. Soeben waren die Vendée und die Bretagne unterworfen, der königstreue Führer der Aufständischen, Charette, hingerichtet worden. Um so empfindlicher war die Fortdauer der Gefahr, die von den Emigranten drohte. Durch Festnahme von Emissären gelangte das Direktorium gerade um jene Zeit in den Besitz einer Korrespondenz, die neue Beweise lieferte für die von Steiger begünstigten Intrigen Wickhams und für den bevorstehenden Durchbruchversuch Condés. Aus Mißtrauen gegen die Duldsamkeit Barthélemy's ließ sich zudem die Regierung besondere Berichte durch zweifelhafte Agenten, wie Poterat, zukommen, welche die für Frankreich bestehende Gefahr vergrößerten und schwere Anklagen gegen die Schweiz erhoben. Es ist also durchaus verständlich, wenn das Direktorium Klarheit verlangte in einem Augenblick, da der Krieg wieder auf-

genommen wurde. Denn es handelte sich darum, zu wissen, ob die Schweiz als neutraler Staat ihre Pflichten erfülle oder ob sie einen Durchbruch in die französischen Ostdepartemente begünstige⁵.

Zunächst äußerte sich der neue Kurs in der Forderung, daß Barthélemy und damit die französische Republik anerkannt werde. Die Beziehungen waren offiziell nach dem 10. August 1792 abgebrochen und durch einen Verkehr von privatem Charakter aufrechterhalten worden. In der Weigerung der Kantone, ein regelrechtes Verhältnis herzustellen, lag die Hoffnung auf den Sieg der Gegenrevolution. Dieser Spiegelfechterei hatte Basel für sein Teil ein Ende gemacht und dafür von den Miteidgenossen reichlich Tadel geerntet, von denselben Miteidgenossen, die für wichtige Transaktionen mit Frankreich wohl oder übel dann doch die baslerische Vermittlung in Anspruch nahmen.

Im Februar 1796 erhielt nun Barthélemy zu seiner eigenen Überraschung ein neues Beglaubigungsschreiben. Er schickte es dem Zürcher Bürgermeister, indem er sich entschuldigte, der bisherige status quo habe gewisse Vorteile und er persönlich keine Eile gehabt, in aller Form als Ambassador anerkannt zu werden. Aber die Forderung des Direktoriums war kategorisch. Der Vorort Zürich gab deshalb ein rasches Beispiel der Anerkennung der Republik, indem er, ohne die Meinung von Bern einzuholen, das nicht unanfechtbare Verfahren der Basler nachahmte. Darüber erging sich Steiger in bitteren Äußerungen, aber Frisching setzte die Anerkennung durch den Großen Rat durch. Während die größere Zahl der Orte ebenfalls zustimmte, suchten andere die Angelegenheit auf die lange Bank der Tagsatzung oder der Landsgemeinde zu schieben. Zu den letzteren gehörten Freiburg und Schwyz. Das war für Basel besonders „fatal“, wie sich der Verfasser des Diariums äußert, weil die beiden eidgenössischen Repräsentanten, welche der Rehrordnung entsprechend sich in Basel aufhielten, diesen beiden Kantonen angehörten⁶.

Sogar Barthélemy, dessen Stellung erschüttert war, ließ sie den Anmut fühlen. Er verweigerte den Empfang ihrer Antrittsvisite. Hatte er gerechnet, daß seine bisherige Nachsicht in diesem ernstesten Augenblick durch sofortiges Entgegenkommen wettgemacht werde, so täuschte er sich. Seiner Stimmung gab der Sekretär Marandet in den an Ochs gerichteten Zeilen Ausdruck: Uri wolle die Anerkennungsfrage auf die nächste Tagung verschieben; das werde sich das Direktorium nicht bieten lassen; Ochs könne sich vorstellen, wie Barthélemy durch dies Verhalten verletzt werde. Das Leben werde ihm so schon von beiden Seiten verbittert. („Il n'est depuis quelque temps qu'abreuvé d'amertume des deux côtés, mais la marche des cantons est encore pire que tout le reste.“) Er sei entschlossen, vom Platze zu weichen.

Wie eine schwere Anklage und Prophezeiung an die feindlich gesinnten Regierungen klingt die Mahnung des Sekretärs, man sei sich in der Schweiz in den letzten sieben Jahren noch nicht klar geworden über den Sturm, der eines Tages auch über die Kantone hereinbrechen könne. Für die Vorboten dieses Sturmes war man freilich in den patrizischen und in den Länderkantonen blind.

Aber Ende März richtete das Direktorium eine Note an Basel, die durch ihre Form — oder Formlosigkeit — und durch ihren Inhalt einen heillosen Schreck verbreitete. Damit führte das Direktorium einen Schlag gegen den nächstgelegenen Kanton und zugleich einen Schlag gegen Barthélemy. Denn nicht nur Basel — und damit die Eidgenossenschaft —, sondern auch Barthélemy wurde zur Rechenschaft gezogen, der letztere in den Begleitschreiben, die er vom Minister des Außern erhielt. Während sich bisher der Ambassador als Vermittler zwischen die streitenden Parteien hatte stellen können, war er nicht nur als Mediator beinahe ausgeschaltet, sondern er bedurfte jetzt selber der Unterstützung⁷.

Am 5. April übermittelte Barthélemy der Basler Regierung die französische Note, er legte sie dem Rat dringend

ans Herz und gab zu verstehen, daß es sich um die Sicherheit der kleinen Republik handle. Der Auftrag dulde keine Verzögerung. Am 6. April wurde sie — la célèbre note nennt sie Ochs in seinem Tagebuch — im Kleinen Rat in Anwesenheit der beiden die Stadt kompromittierenden Repräsentanten von Schwyz und Freiburg behandelt. Das Diarium schreibt darüber: „Den 6. April drohen die Franzosen wieder durch Barthélemy, wegen den vielen sich hier aufhaltenden Emigranten, auch daß sie wissen, daß man die Condé (welche sich hinauf ziehen) protegiere, beschuldigen viele Mitglieder des Rats, auch beklagen sie sich über unsere schlechte Verteidigungsanstalt und Grenzenbewachung und sagen, sie wollen andere Maßregeln ergreifen.“

In diesem Eintrag ist das Wesentliche enthalten. Das Direktorium stellte die Behauptung auf, im Besitz der Beweise zu sein dafür, daß das Condé-Korps den bereits im zurückliegenden Jahr beabsichtigten Durchbruch über Basler Boden nach den französischen Ostdepartementen vorbereite, und daß ihm von Schweizern Vorschub geleistet werde. Beiläufig wurden auch Basler Magistratspersonen und einflußreiche Bürger, deren Namen das Direktorium zu besitzen behauptete, beschuldigt, die Franzosenfreunde zu belästigen und die kaiserliche Armee zu begünstigen. Einem österreichischen Durchbruchversuch werde Basel voraussichtlich keinen ernsthaften Widerstand entgegensetzen. Die Regierung werde sich vielmehr mit dem Mangel an Verteidigungsmitteln nachträglich ausreden. Wenn Basel nicht energische und genügende Vorbereitungen zur Verteidigung der Neutralität treffe, dann werde das Direktorium die notwendigen Maßnahmen ergreifen. Für alle Folgen, die aus militärischen Operationen entstehen könnten, sei die Basler Regierung verantwortlich.

Basel erwiderte. Barthélemy legte sich ins Mittel. Das Direktorium war gekränkt und replizierte; ein Notenwechsel setzte ein, in dem der nicht an Gründen, sondern an physischer Kraft Stärkere der Überlegene war. Uns interessiert nicht so

sehr dieses Hin und Her von Anklage, Verteidigung und Gegenklage, sondern die Zuspitzung des Konfliktes und die Lösung durch die Sendung von Ochs.

Denn in diesem kritischen Augenblick trat wieder einmal der Stadtschreiber Peter Ochs in volle Funktion. Die Durchführung des Handels wurde in stärkstem Maße Sache des Mannes, der durch seine Sympathien für Frankreich und die Grundsätze der repräsentativen Demokratie und durch seine Pariser Beziehungen, endlich durch sein Verdienst um den Basler Frieden größeres Gewicht besaß als jede andere Persönlichkeit, insofern es sich um einen Konflikt mit Frankreich handelte.

Peter Ochs stand mit seiner Vorliebe für Frankreich keineswegs allein. Er bildete sozusagen die demokratische Linke. In der Regierung selbst teilte Andreas Burtorf, damals noch Oberstzunftmeister, seine Neigung für Frankreich. Dafür stand der Oberstzunftmeister Andreas Merian auf der äußersten Rechten. Gegen den Bürgermeister Peter Burckhardt erhebt Steiger in einem an Wickham gerichteten Bericht den Vorwurf der Schwäche, er sei ein anständiger Mensch, aber gemäßigter⁸. Tatsächlich besaß Burckhardt diesen Vorzug, der ihn ganz besonders befähigte, im Umgang mit den Residenten der verschiedenen Mächte und in der Bürgerschaft für die Neutralität zu wirken. Als Angehöriger des Kaufmannsstandes war er an der wirtschaftlichen Auswirkung des Krieges mitbeteiligt, er besaß die Einsicht für das *navigare necesse est*, und er war den neuen demokratischen Ideen aus Frankreich sehr zugänglich. Er war vertraut mit Barthélemy, und in persönlichen Besuchen oder im privaten Briefwechsel tauschte er mit ihm seine Erwägungen aus. Es ist nicht ohne Berechtigung gesagt worden, daß die Basler Revolution das Werk des kaufmännischen und industriellen Bürgerstandes gewesen sei.

Die Verschiedenheit der persönlichen Anschauungen, die gewissermaßen das Produkt der geographischen Lage, der

wirtschaftlichen Rücksichten und der kulturellen Einflüsse war, besaß neben mancherlei Nachteilen doch den großen Vorzug, keine der beiden kriegsführenden Mächte in auffälliger Weise zu begünstigen. Aus der Not ergab sich die Tugend einer Neutralität, die, soweit sie von Basel und nicht von den Mit-eidgenossen durch Kontingentstruppen und Repräsentanten abhängig war, sich mit gutem Gewissen gegen die Vorwürfe von rechts und links, von Frankreich und Österreich verteidigen durfte. Denn der gute Wille war vorhanden. Freilich fanden trotzdem Falschwerber den Weg nach dem Neubad, wurde unter der Hand mit gefälschten Pässen und mit gefälschten Assignaten Handel getrieben, suchten die Kaufleute auf ihre Rechnung zu kommen und sich für die erlittenen Verluste zu entschädigen, wurde das Asylrecht mißbraucht, trieben sich österreichische und französische Geheimagenten um, befand sich hier der Bankier des Condé-Korps, ebenso ein eigentliches Nachrichtenbureau der Emigranten. Aber das alles ohne jene Duldung, wie sie in Bern, in Freiburg und Solothurn üblich war. Sondern es wurde eine Fremdenkontrolle eingesetzt, man unterzog sich der Verifikation der Assignaten durch den französischen Citoyen Lotton, man suchte der Emigrantenkorrespondenz habhaft zu werden, man riskierte einen schweren Konflikt mit Wickham, indem man seinen Spizel, den Chevalier d'Artes, vor die Türe stellte, man zensierte und bestrafte. Aber man mußte Rücksicht nehmen auf die Interessen der Bürgerschaft, auf die Kantone, auf die Mächte, die eifrig über einseitige Begünstigung wachten⁹.

Man begriff damals nicht, und mancher versteht es heute noch nicht, daß Basel durch seine Nachbarschaft mit Frankreich auch geistig beeinflusst und den demokratischen Ideen zugänglicher war als andere Kantone. Man muß neben den wirtschaftlichen die kulturellen Voraussetzungen kennen, um zu verstehen, daß Basel den Übergang zu neuen Formen vollzogen hat, nicht unter dem Diktat eines einzigen Mannes, sondern in der Bürgerschaft selber bildete sich jene fortschritt-

liche Gesinnung, welche die Voraussetzung war für die „Um-schaffung“ im Jahre 1798¹⁰.

Es war darum auch nichts Unehrlisches, wenn in dem Konflikt mit Frankreich der Stadtschreiber ins Vordertreffen gestellt wurde, er gerade, weil seine Sympathien für Frankreich stadtbekannt waren. Und diese Tatsache ist zugleich das sprechende Zeugnis dafür, daß man nicht nur diese Sympathie kannte, sondern bestimmt damit rechnete, daß das Wohl des Staates auch für ihn oberstes Gesetz sei.

Am 7. April wurde im Geheimen Rat von Basel die Note beraten. Am folgenden Tag verlas Ochs den Geheimen Räten und Repräsentanten die Antwort, die er „während der Beratung und nach dem Geist derselben“ vorschlug, und die sie „einmütig begiehmigten“.

Darin wurde die Form der Mitteilung mißbilligt, der Vormarsch des Condéschen Korps wurde als unwahrscheinlich hingestellt. Die unbestimmte Anklage, die gegen einzelne Magistratspersonen gerichtet werde, sei ohne Beispiel; der Staat als Ganzes und nicht die Individualmeinung sei für eine Beurteilung ausschlaggebend. Jede fremde Inquisition über die individuellen Meinungen der Untergebenen wird scharf zurückgewiesen. „On aliène nos cœurs par des reproches indéterminés et des soupçons hasardés.“ Die baslerische Regierung ist stolz auf das Bewußtsein der Reinheit ihrer Absichten und der Gesetzmäßigkeit ihres Betragens. „Im Schoße unserer Räte stehen wir einer für alle, und in gleichem Sinne zählen wir nicht nur auf alle unsere Angehörigen, sondern überhaupt auf alle Mitglieder der Eidgenossenschaft.“

Im Namen des Dreizehnerrates sei durch Herrn Stadtschreiber Ochs dem Direktorium „mit Würde“ geantwortet worden, verzeichnet das zeitgenössische Diarium, und diese Einschätzung ist damals die allgemeine gewesen. Die verschiedensten Kantone sprachen ihr Vergnügen aus, und sogar Wickham und die Steigerpartei in Bern waren befriedigt.

„Die würdevolle und feste Antwort“, sagt Charles Bourcart, „dürfen auch wir als mustergiltig ansehen.“ So urteilt der unbefangene Historiker, der ein Verdienst gelten läßt, auch wenn ein Mann wie Ochs dadurch ausgezeichnet wird.

Im ersten Entwurf zur Basler Geschichte hat Ochs auch die Gründe angegeben, die ihn veranlaßten, einen so festen, geradezu herausfordernden Ton anzuschlagen. Da verdient der Satz wörtlich wiedergegeben zu werden: „Zum ersten muß ein Stand, den man erniedrigen will, seine Würde behaupten, insofern er sich Mittel kennt, den angenommenen Ton fortzusetzen oder die widrigen Folgen davon zu rechter Zeit abwenden zu können, und diese Mittel hatten wir damals.“

Auch Barthélemy wehrte sich für Basel. Seine Antwort an den Minister ist zweifellos aus einer Besprechung mit Ochs hervorgegangen. Sie ist besonders wertvoll in der Charakterisierung der Parteiverhältnisse in Basel. Die persönlichen Sympathien seien geteilt, aber der Staat als Ganzes sei Frankreich freundlich gesinnt und geradezu vorbildlich in seiner Neutralität. Diese Anhänglichkeit an Frankreich sei um so merkwürdiger, weil ja Basel durch die Revolution Verluste erlitten habe und weil es in der Lebensmittelfuhr von Osterreich abhängig sei. Was der Gesandte dabei voraussah, erfüllte sich in kürzester Frist: Osterreich trat sofort seinerseits mit entsprechenden Anklagen auf den Plan, und in gleicher Weise wie Frankreich verlangte es besseren Grenzschutz und Garantien gegen eine Gebietsverletzung durch den Gegner. Der Handel nahm also immer weitem Umfang an.

Die baslerische Antwort steigerte den Zorn der Direktoren. Barthélemy bekam ihn zu spüren. Was sich an Unmut angesammelt hatte, kam in der Depesche des Ministers an den Gesandten nun zum Ausbruch. Dabei wurde das Thema verschoben. Die Vergehen, die aufgezählt wurden, betrafen keineswegs oder nur in geringstem Maße Basel, sondern vielmehr die ganze Eidgenossenschaft.

Jetzt rückte das Direktorium mit den beiden Kardinalpunkten heraus, welche schon längst die französische Stimmung verdorben und den rücksichtslosen Vorstoß gegen das — gerade in diesem Falle wieder wenig schuldige — Basel mitverursacht hatten: das war die Duldung der gegen Frankreich konspirierenden Emigranten in der Schweiz, und dann die Nichtanerkennung Barthélemys: „N'a-t-on pas mis en problème la souveraineté du peuple français en délibérant et en fixant un délai pour l'acceptation de vos lettres de créance et la reconnaissance de la République?“ Das ist die Frage, die der Minister des Auswärtigen an Barthélemy richtet. Und das Direktorium übermittelt fünf Aufträge. Es wird der Basler Regierung eine Frist zu einer bessern Antwort eingeräumt bis zum Ablauf der Dekade. Sonst wird Barthélemy die Stadt verlassen und die Beziehungen mit Basel abbrechen. Zweitens hat er von den noch zaudernden Kantonen die sofortige Anerkennung zu verlangen. Im Falle der Weigerung werden die Beziehungen abgebrochen und die Pensionszahlungen eingestellt. Die verschiedenen Forderungen waren kategorisch.

In Basel geriet man je länger je mehr in eine verwickelte Lage. Jedes Schreiben des Direktoriums bewirkte auch einen Schritt des kaiserlichen Gesandten Freiherrn v. Degelmann oder eine Erklärung des Generals Wurmsfer. Von österreichischer Seite wurden die besten Absichten betont, aber als der Kaiser erklärte, er werde sofort zu Hilfe kommen, wenn die Franzosen einen Druck ausübten, stieg die Verlegenheit aufs höchste.

Eine Ratsversammlung löste die andere ab. Ochs entwarf eine zweite Antwort „auf dem ehemaligen Fuß wie vorhin“, und doch den Weg der Verständigung bahnend, insbesondere durch Aufzählung der neu angeordneten Verteidigungsmittel¹¹. Die Störung des bisherigen freundschaftlichen Einvernehmens wurde den Feinden der Republik in die Schuhe geschoben. Aber „ob man schon alle mögliche

Verteidigungsanstalten getroffen, in die Kantons um Bereithaltung mehrerer Hülfe geschrieben, und ein Ratsglied, Gemuseus, zu diesem Ende besonders nach Zürich abgeordnet hatte, so war doch der Vorwürfe kein Ende“, klagt Ochs (im Entwurf zur Basler Geschichte). Die Emigranten und Engländer, die persönlichen Feinde des französischen Direktoriums, die Gegner Barthélemys, die besondern Feinde Basels, und die „übertriebenen und lärmenden Demokraten und Aristokraten“ verwirrten, wie Ochs beifügt, die Geschäfte, daß „der Klügste nicht klug kommen konnte.“ Unterdessen zog sich die Condésche Armee um Freiburg zusammen, ähnlich die Franzosen im Bistum.

Ochs suchte unter diesen Umständen seine persönlichen Beziehungen nutzbar zu machen. Er schrieb ausführlich an Reubell. Vielleicht, wie schon bei früherer Gelegenheit, einem Wunsch und Wink der eigenen Regierung folgend. Er rekapitulierte die Verdienste, die seine Stadt durch die Befolgung der Neutralität sich erworben, und er warnte vor den Leuten, welche durch ihre Intrigen das Direktorium täuschten und diesen Zwist veranlaßten. Er denunzierte namentlich Poterat als ein Subjekt, das insgeheim mit dem Hof von Wien in Verbindung stehe, nannte ihn „un hableur insupportable“¹². Reubell beantwortete das umfangreiche Schreiben — es umfaßt im Brouillon fünf Quartseiten — mit klassischer Kürze. Das Direktorium beabsichtige keineswegs den Krieg mit der Schweiz. Ochs müsse von früher her wissen, daß Reubell niemals den Grundsatz gehabt habe, die Schweiz zu revolutionieren, und er ändere seine Grundsätze nicht. Aber das Direktorium werde darauf bestehen, daß man sich so betrage, wie es sich der französischen Republik gegenüber gehöre, und daß man den Feinden mit Entschiedenheit begegne. — Das war zugleich eine Antwort im Einverständnis mit dem Direktorium. Wenn sie auch mit einem herzlichen und brüderlichen Gruß schloß, war sich doch Ochs völlig im klaren. In sein Tagebuch notierte er: „J'ai

regu une lettre de Reubell, rassurante, mais froide.“ Kurz vor Empfang dieser Antwort hatte er ihm ein zweites Mal geschrieben. Wir besitzen den Brief nicht, und mit der Äußerung Reubells war jede weitere Unterhandlung abgeschnitten¹³.

Auch die Korrespondenz zwischen Barthélemy und dem Außenminister trug nichts ab, und die Sendung von Gemuseus an den Vorort hatte nur den einzigen greifbaren Erfolg, daß Zürich mit Energie die Anerkennung des Gesandten, mochte sie auch knirschend bewilligt werden, durchsetzte. Sogar Barthélemy war in diesem Punkte unversöhnlich. Schrieb er doch gelegentlich an Bürgermeister Burckhardt, wenn er den Repräsentanten Odet sehe, solle er ihm sagen, daß die Freiburger von einer Stunde zur anderen aus Frankreich ausgewiesen würden, wenn der Kanton nicht schleunigst die Anerkennung vollziehe¹⁴.

Es war der Ambassador, der den Vorschlag machte, Peter Ochs nach Paris zu senden. Er besprach sich darüber mit dem Bürgermeister Burckhardt, sondierte auch Bürgermeister Rilschperger in Zürich und den Seckelmeister Frisching in Bern. Rilschperger war überzeugt, daß Ochs das Direktorium aufklären und beruhigen könnte, und Frisching bezeichnete die Mission als eine Notwendigkeit. Ochs „a le ton qu'il faut pour parler au Directoire“.

Die Mission von Ochs gewann ein größeres Gewicht durch seine Wahl zum Oberstzunftmeister.

Bereits vier Tage später, am 27. Mai, beschloß der Kleine Rat seine Sendung nach Paris. Das Protokoll des Geheimen Rates der XIII enthält den Eintrag: Oberstzunftmeister Ochs zeigt an, daß er zur Berichtigung eigener Geschäfte in Paris den Zwischenraum bis zum Antritt seiner Würde benutzen möchte, um sich dorthin zu begeben. Mit dem Beschluß: „Wird Ihro Gnaden dazu glückliche Reise gewünscht und werden Hochdieselben ersucht, bei Behörden, wie es etwan Gelegenheit gibt, das Beste des hiesigen Standes zu empfehlen.“ Ein späterer Eintrag bemerkt, daß man die

Sendung einige Tage geheim halten wollte und sie deshalb unter dem Titel eigener Geschäfte geschah¹⁵.

Geheimhaltung, so sehr sie im Wesen damaliger Diplomatie auch den Miteidgenossen gegenüber begründet war, konnte um so weniger aufrechterhalten werden, weil der Kleine Rat mit seiner erheblichen Zahl von Ratsmitgliedern die Mission beschloß. Den privaten Charakter hätte man nicht ungern gewahrt, weil die Verfassung den Häuptern der Republik eine Abwesenheit nicht gestattete ohne die Autorisation durch den Großen Rat. Da Ochs den Jahreid noch nicht abgelegt hatte, war es ihm möglich, mit dem Titel eines Ranzlers zu reisen. In dieser Eigenschaft wurde er akkreditiert, während es Barthélemy nicht unterließ, das Direktorium aufmerksam zu machen, daß er in Tat und Wahrheit Mitglied der Regierung seines Kantons sei. Er kündigte ihn an als einen Mann, dessen Verdienste bekannt seien, und der den Auftrag habe, das Direktorium der freundschaftlichen Gesinnung Basels zu versichern. Er war glücklich, einen Tag nach Ochs' Abreise dem Direktorium zu melden, daß sämtliche Kantone die Anerkennung der französischen Republik ausgesprochen und damit das Begehren des Direktoriums erfüllt hätten.

Kurz und bündig hat Ochs in den Lebensaufzeichnungen als Zweck seiner Sendung angegeben die Aufgabe, das Direktorium zu beruhigen und zu bewirken, daß Barthélemy auf seinem Posten bleibe. Seine Sendung ging also wohl von Basel aus, aber sie lag ebensosehr im Interesse der Schweiz und des Amabassadors. Es war nicht das erste Mal, daß Ochs sich für die Erhaltung des Gesandten und für den eidgenössischen Frieden einsetzte.

Eine Friedensbotschaft war denn auch sein Beglaubigungsschreiben, das ihm der Rat von Basel auf den Weg gab. Es war eine Beteuerung des Willens zur Freundschaft und zur Erhaltung nicht nur guter, sondern geradezu herzlicher Beziehungen. In Form und Inhalt zeichnet sich dieser an

das Direktorium gerichtete Brief durch Klarheit und Sachlichkeit aus; der Ton ist derjenige der wirklichen Sympathie, das den Direktoren gespendete Lob hält sich in den Grenzen des guten Geschmacks, und die Verbindung der wohlervogenen Komplimente mit dem Ausdruck spontaner Herzlichkeit verrät den Kenner französischer Wesensart. Die Feder von Ochs war an diesem Schriftstück nicht unbetheiligt.

Mit unverkennbarem Nachdruck gab das Schreiben zu verstehen, was gerade die Wahl dieses Mannes zu bedeuten habe. Daß er an die Spitze des Staates berufen war, wußte man im Direktorium durch Barthélemy. Auch wenn er den Titel eines Kanzlers führte: er bedeutete mehr, als dieser Titel ausdrückte. Und dann war schon mit dem einen Satz im Kreditiv der Träger dieser Friedensversicherungen als Freund der französischen Republik und ihrer Prinzipien charakterisiert: „La franchise de son caractère et ses principes sont connus.“ Aus dieser Frankreich freundlichen Gesinnung des so oft angefeindeten Mannes wurde jetzt Kapital geschlagen. Daß er durch seine Person Garantie biete für die Ehrlichkeit der Friedensbotschaft, das wurde im Schlußsatz des Kreditivs noch unterstrichen: als sicherstes Zeichen der baslerischen Gesinnung möge das Direktorium die Wahl der mit der Mission betrauten Persönlichkeit betrachten.

Dieser Gedanke kehrt wieder. In der Rede, die Ochs dem Direktorium vorträgt, im Schreiben des französischen Ministers, in den Depeschen Barthélemys. Ochs wird zu einem diplomatischen Instrument. Unwillkürlich erinnert man sich an ähnliche Methoden unserer Bundesregierung während des Weltkrieges. Der kleine Freistand Basel konnte solcher Mittel nicht entraten.

Es war eine Mission ins Ungewisse. Bevor Ochs verreise, traf er mit dem Bürgermeister Peter Burckhardt eine Abrede, wonach dieser aus Form und Stellung des Briefdatums über Stimmung und Absichten orientiert wurde. Der Schlüssel verrät, mit welchen Möglichkeiten gerechnet wurde:

mit bloßer Unzufriedenheit des Direktoriums, mit unerkennbaren Plänen, mit militärischem Durchmarsch, mit Kontribution und Propaganda, sogar mit dem Projekt der Reunion.

Am 30. Mai, einem Montag, um die Mittagszeit, machte sich Ochs auf den Weg, der ihm nicht fremd war. Er nahm seinen zweitältesten Sohn, den etwa 14jährigen Georg Friedrich, mit sich. Erst am 4. Juni, wieder um die Mittagszeit, traf er in Paris ein. Es war der sechste Tag der Reise. Denn unterwegs war sein Wagen durch einen schweren Karren angefahren und beinahe umgeworfen worden. Rad und Reffort mußten ausgebessert werden. Inzwischen hatte Ochs — der Schüler Hselins — Zeit, sich das Ereignis als Parabel auszulegen und mit einer Nutzenanwendung zu versehen: der Zusammenstoß war glimpflicher verlaufen, als zu erwarten war, und wenn auch der kleinere Wagen beschädigt war, konnte er, allerdings geflickt und ausgebessert, die Fahrt fortsetzen. Als Ochs dem Vorfall diese Deutung gab, konnte er nicht voraussehen, daß auf der Rückreise die Fahrt wieder durch einen Bruch gestört werde.

Unterwegs wurde er für den Gesandten Barthélemy angesehen, weil der Gardist nur die Eingangsformel des Passes „Nous Ambassadeur“ überlas und dann ohne weiteres mit verständnisvoller Miene der Wache zurief: „C'est notre ambassadeur Barthélemy! Allez postillon!“

In Paris stieg er ab im Hotel de Candie in der Rue des Bons Enfants. Sofort meldete er seine Ankunft dem Außenminister Delacroix, übersandte ihm eine Kopie des Beglaubigungsschreibens, teilte ihm mit, daß er ihm einen Brief Barthélemys zu übergeben habe, und bat um die Audienz beim Direktorium. Auch an Reubell schickte er eine Kopie des baslerischen Kreditivs, und drückte den Wunsch aus, sich mit ihm vor der Audienz im Direktorium unterhalten zu dürfen. Reubell antwortete sofort mit einer Eintrittskarte, die ihm jederzeit freien Zutritt gestatte; damit er ihn

sicher treffe, solle er sich einem „Diné Republicain“ (!) aussetzen.

Aber bereits hatte Ochs die Gastfreundschaft Perrégaur' angenommen, an den er wie an Reubell von Basel aus geschrieben hatte. Nach dem Diner begab er sich zum Direktor, der ihn herzlich umarmte. Mit ihm und mit Madame Reubell spazierte er im Garten der Direktoren, im Luxembourg, während mehr als einer Stunde. Reubell setzte ihm die Schwierigkeiten auseinander, die dem Direktorium in den Weg gelegt würden, und die dieses mit aller Entschlossenheit bekämpfe. Ochs gewann die höchste Achtung für den planmäßigen Gang, die praktischen Kenntnisse und die Absichten, die ihm Reubell eröffnete. Am gleichen Tage, es war Sonntag, begann Ochs seine Besuche bei Bekannten und Deputierten. Überall wurde er aufs freundlichste aufgenommen. Man gab ihm zu verstehen, daß man in der Sendung einer Magistratsperson, deren Sympathien für Frankreich zudem bekannt seien, den ehrlichen Beweis für eine loyale Verständigung mit dem Direktorium sehe. Wenn aber auch der Empfang ein so vielversprechender war, verbarg sich Ochs doch keineswegs, daß die Regierung auf bestimmten Forderungen bestehen werde. Er erfuhr unter der Hand, daß die Aristokraten, die Terroristen und exaltierten Patrioten gegen die Schweiz und gegen Basel insbesondere wühlten. Die einen verlangten, daß die Schweiz mit Frankreich vereinigt, die andern daß sie zerstückelt werde; begnügten sich die einen mit einer Grenzberichtigung, so wollten die andern das jus talionis, Vergeltung, ausüben für die gegenrevolutionären Umtriebe. Es war davon die Rede, die Schweiz zu revolutionieren. Zu den Klagepunkten gehörte insbesondere der Vorwurf ungenügender Grenzbesetzung und des Einverständnisses mit den Emigranten.

Als „geheime Sachen“, die der Diskussion unterworfen wurden, notiert Ochs das Schicksal des Münstertals und des Fricktals, und er fügt dem Stichwort Fricktal die beiden Wörter bei: „unsere Präntentionen“. Die Erwerbung dieser

österreichischen Landschaft wäre für Basel eine Entschädigung für die Verluste im Elsaß und zugleich eine Sicherung der Grenzen gewesen.

Einladungen und Besuche drängten sich. In den wenigen Tagen des Pariser Aufenthaltes erneuerte Dchs mit einer Beweglichkeit ohnegleichen und zugleich mit gewinnender Liebenswürdigkeit alte Bekanntschaften; er erweiterte den Kreis der Beziehungen. Er vergaß weder den Bruder Barthélemy noch denjenigen Bachers, hatte eingehende Unterredungen mit Johannot, mit dem er schon früher über die Entschädigung Basels für die Verluste im Elsaß verhandelt hatte, er suchte die Deputierten der an Basel grenzenden französischen Gebiete auf, so Pflieger von Altkirch, er machte den fünf Direktoren nacheinander seine Aufwartung, er vernachlässigte ebensowenig die in Paris anwesenden Basler als die Miteidgenossen aus andern Kantonen. Unter den Namen der Deputierten, die er besuchte und die seinen Besuch erwiderten, finden wir einflußreiche Persönlichkeiten: Jean de Brie, Boissy d'Anglas, Lecamus, Sémonville, Colchen u. a. Er trinkt den Tee bei Louvet und ist dort zusammen mit Chénier, Daunou, Quinet usw. Eine ganze Zahl von Deputierten ist mit ihm anwesend beim Dîner des schwedischen Ministers, er ist Gast des Ministers der Vereinigten Staaten; bald speist er im Palais d'Egalité, bald beim Außenminister Delacroix, wiederholt bei Reubell, ebenso bei Richard, der ihn versichert: „que la Suisse était bouleversée“, wenn Dchs nicht gekommen wäre. — Er nützt seine Zeit aus, wohnt der Sitzung des Rates der Fünfhundert, dann einer solchen des Rates der Alten bei. Er besucht das Panthéon, hat seine Freude am Botanischen Garten, sieht sich um im Salon des Arts — die Neigungen seiner Jugend kommen wieder zu ihrem Recht, die Freude an der Natur, an allem Schönen, auch die Bereitwilligkeit, den lebhaften Geist zu beschäftigen mit dem, was er in der RheinStadt nicht finden kann: wiederholt besucht er die Opéra, er geht ins Schauspiel; Versailles

und Trianon und Marly und St. Cloud beglücken ihn. Auf einer solchen Fahrt trifft er mit Thomas Payne zusammen. Er lernt Menschen kennen, und der Umgang mit Menschen entspricht seinem Naturell. Er liebt Unterhaltung, Gedankenaustausch.

Der Erholung ist freilich nur wenig Raum gegönnt. Denn auch in Gesellschaft ist Ochs der Gesandte seiner Republik. Politische Fragen werden durchgesprochen. Mit dem Minister des Auswärtigen, wie mit Reubell selbst, hat er eindringliche Unterredungen. Aber die Ehre, die ihm zuteil wird, läßt alle Anstrengungen vergessen, und aus den Briefen an den Geheimen Rat spricht wachsendes Glücksegefühl.

Den Höhepunkt aber bildet die Audienz im Schoße des Direktoriums.

Mit geschäftsmäßiger Sachlichkeit notiert das Protokoll des Direktoriums vom 20. Prairial (8. Juni 1796) des Jahres IV den Empfang. Nachdem 18 Geschäfte behandelt worden sind, wird der Chancelier de la République helvétique — so und nicht anders lautet der Eintrag! — durch den Außenminister eingeführt. Er ist nur der Beauftragte Basels, aber in diesem Augenblick, da es sich um das Verhältnis zur gesamten Eidgenossenschaft handelt, erscheint er in den Augen der Anwesenden als der Kanzler der gesamten Eidgenossenschaft. Und so drückt sich denn der Generalsekretär, der das Protokoll verfaßt, aus: Ochs hält einen Vortrag, in dem er dem Direktorium die Versicherung gibt, daß die Kantone, die er vertritt — gemeint ist also wieder die ganze Eidgenossenschaft — den Wunsch haben, die gute Nachbarschaft, Freundschaft und Eintracht (union) zu pflegen, die schon so lange die Schweiz mit Frankreich verbunden haben. Der Präsident des Direktoriums bezeugt in seiner Antwort die Gegenseitigkeit der brüderlichen Empfindungen. — Dann nimmt das Direktorium seine Arbeiten wieder auf. Das Protokoll ist mitunterzeichnet von Carnot.

Noch viel kürzer spricht sich Ochs in seinem Tagebuch

aus. Kärzlich ist auch sein Bericht in der Basler Geschichte, ausführlicher im ursprünglichen Manuskript, das auch noch den Abdruck seiner Ansprache im Direktorium in Aussicht nahm. Ochs hat, wie aus drei vorhandenen Aufzeichnungen dieser kleinen Rede ersichtlich ist, Inhalt und Form sehr erwogen, und er hat mit der Feile gearbeitet. Schade, daß er die Rede, natürlich in ihrem französischen Wortlaut, nicht in die Basler Geschichte aufgenommen hat.

Seine Aufzeichnungen werden bis in Einzelheiten hinein ergänzt durch die Berichte an Bürgermeister Burckhardt, leider ohne Mitteilung der Verhandlungsgegenstände, die doch erst die anderthalbstündige Dauer der Unterhaltung verständlich machen könnten. Diese war dem mündlichen Bericht vorbehalten, und darüber gibt kein Protokoll Auskunft. Aber der Empfang im Direktorium wird uns gegenwärtig.

Um die Mittagsstunde des 8. Juni begab sich Ochs in das Ministerium des Außern. Die Begrüßung durch Delacroix bedeutete bereits die Eröffnung des offiziellen Zeremoniells: die Flügeltüren öffneten sich, der Minister kam dem Abgesandten entgegen, dieser überreichte ihm den Brief Barthélemys. Dann brachen sie auf nach dem Luxembourg. Ochs wurde in den Wagen des Ministers komplimentiert. Der Wagen des Baslers, mit zwei Bedienten, folgte nach. Ochs war schwarz gekleidet, trug den Degen an der Seite. Die Garden des Luxembourg präsentierten das Gewehr. Der Palast war durch eine Menge von Menschen, die sich im Vestibule und auf den großen Galerien gruppierten, belebt. Er bot einen andern Aspekt als an jenem 2. November 1795, da die Direktoren sich hier zum erstenmal einfanden, in einem Gebäude, das vernachlässigt und durchkältet war, so daß erst der Türsteher Feuer anzünden und einen Tisch, ein Paar Stühle, Papier und Tinte herbeischaffen mußte, bevor die erste Sitzung konnte eröffnet werden.

Was sich jetzt vor Ochs' Augen abspielte, war eine Szene, berechnet auf die Wirkung und doch mit der Selbstverständlich-

keit gegeben, die den Gedanken an das Gesuchte und Er-
künstelte ausschließt. Wie den Deputierten des Gesetzgebenden
Körpers, so verlieh das in Farbe und Zuschnitt wohlberechnete,
mit Broderien verzierte Kostüm der Direktoren den Trägern
eine gewisse Festlichkeit, die auf den Vertreter einer an Ein-
fachheit gewöhnten Republik unwillkürlich Eindruck machen
mußte. Kleid und blaue Schärpe, Goldstickereien und der
breit und tief herabfallende hellrote Mantel, der schwarze
Hut mit dem dreifarbigem Panasch gaben der Figur ein
Aussehen, das mit dem dunklen Habit des Baslers kon-
trastirte.

Ochs wurde einen Augenblick im Vorzimmer zurück-
gelassen und durch den Minister angemeldet, dann öffneten
sich die beiden Flügeltüren, und Ochs wurde betroffen durch
den Glanz und die Hoheit, die der Anblick auf ihn ausübte.
Der Saal: reich ausgestattet mit kostbaren Möbeln, in der
Mitte ein großer runder Tisch, Decke und Schreibzeug aus-
erlesen, acht prachtvolle Stühle, der schönste für den Präsi-
denten Carnot bestimmt. Zu dessen Rechten der Sitz Letour-
neurs, an ihn anschließend der für Ochs bestimmte Platz.

Raum überschritt dieser die Schwelle, so erhoben sich
die Direktoren. Der Minister führte ihn zum Präsidenten.
Der Gesandte verneigte sich, übergab das Kreditiv und er-
öffnete den Zweck seiner Sendung. Mit verbindlichen Worten
sprach er von der Großen Nation, ohne der Würde seines
Vaterlandes das geringste zu vergeben. Er schätzte sich
glücklich, im Auftrag seiner Kommittenten Gefühle äußern
zu dürfen, die mit seinen eigenen Empfindungen überein-
stimmten. Er sprach von der aufrichtigen Ergebenheit des
Kantons Basel, der hier in feierlicher Weise seiner Gesinnung
Ausdruck gebe. Insbesondere sei es seine Aufgabe, alles zum
Verschwinden zu bringen, was diese Bande der Eintracht
lockern könne. Er appellirte, — nicht unerfahren in der
revolutionären Diktion — an die brüderliche Denkweise der
Direktoren. Seine Mission finde in der Geschichte kaum

ihresgleichen. Man sei von Abgesandten gewohnt, daß sie Verträge schlossen, Krieg oder Frieden ankündigten, aber vielleicht nie vorher sei ein Gesandter mit so einfachen Instruktionen abgeschickt worden, wie es durch seine Auftraggeber geschehen sei. Denn: „elles se bornent à ce peu de mots: Aimons-nous, et estimons-nous toujours davantage“.

Wer sich nicht in Zeit und Verhältnisse hineinzudenken vermag, wird manches an dieser Rede auszusetzen haben. Aber sie war zeitgemäß, sie war aus dem Verständnis für französischen Geist und französische Wesensart geboren, verbindlich, ohne plump zu sein, den Hauptgedanken akzentuierend ohne Pedanterie, wirksam wie eine Improvisation, durch ihren Wohlklang das Ohr erfreuend, hineingehend in die Atmosphäre.

Nachdem Ochs geendet, antwortete Carnot avec toute la grace possible et dans des expressions tout à fait flatteuses et amicales. Erst jetzt setzten sich die Direktoren, und Ochs wurde durch den Minister zu seinem Plaze geführt. Der Präsident öffnete das Kreditiv und übergab es dem Sekretär zur Vorlesung. Mit Befriedigung hörte Ochs zu, wie dieser „avec noblesse et goût“ die wichtigsten Wendungen zur Geltung brachte. Ochs eröffnete die Besprechung, an der sich vornehmlich Carnot, Le Tourneur und Reubell beteiligten. „Barras war kalt und zerstreut und Lareveillière eines fröhlichen Gemüths. Le Tourneur rückte mit einigen Unbestimmtheiten hervor, und in des Präsidenten Gesichtszügen und Ton der Sprache zeigten sich Höflichkeit und Sanftmut.“ Er werde diese Audienz, welche einer neuen Art von Diplomatie entspreche, nicht vergessen, meldete Ochs. Die Unterhaltung sei sofort freundschaftlich, brüderlich und sogar manchmal von heiterer Art gewesen.

Nach anderthalbstündiger Aussprache erhob sich Ochs, mit ihm wieder das ganze Direktorium, er verabschiedete sich und wurde vom Minister bis zur großen Treppe begleitet.

Am 4 Uhr war er zum Diner des Außenministers geladen. Fünfundvierzig Personen waren zu Tisch, der Kriegs- und der Polizeiminister, die Präsidenten der beiden Räte, fremde Gesandte, Generale. Der Gastgeber trank auf das Wohl der italienischen und der Rheinarmee und dann auf dasjenige der mit Frankreich befreundeten Völker. Die Minister von Preußen und Schweden beglückwünschten Ochs zu dem Verlauf seiner Audienz.

Dem Geheimen Räte von Basel aber legte Ochs dringend drei Dinge ans Herz: 1. Eine stärkere Überwachung der Emigranten, auch derjenigen, die regelmäßig zum Essen nach Basel kamen und wieder gingen. 2. Die Verlegung des Basler Pikets nach dem Muttenger Feld, da allein schon zwei Mann genügten, um die dortigen Signale unschädlich zu machen. 3. Eine formelle Erklärung an den König von Sardinien (der die Intervention der Eidgenossenschaft angerufen hatte), daß man sich nicht in die Restitutionsangelegenheit mische.

Diese Mitteilung war nur ein provisorischer Bericht. Mancherlei, hier nicht angetönte Geschäfte wurden verhandelt. So die Salzlieferung. Sehr wahrscheinlich auch die Erwerbung des Fricktals als Entschädigung. Frankreich hatte immer noch „eine heilige Schuld“ zu bezahlen. Das Direktorium war auf die Forderung vorbereitet. Das Protokoll seiner Sitzungen verzeichnet eine Botschaft des Rates der Fünfhundert über die Natur und Höhe der den Schweizern geschuldeten Summe. Einen Tag später, am 7. Juni, also der Audienz knapp vorgreifend, verlangte das Direktorium vom Finanzminister darüber die nötigen Aufschlüsse. Am 11. Juni reichte Ochs eine Note ein, die, zum soundsovielten Male, die Entstehung dieser französischen Schuld auseinandersetzte. Der Minister dankte ihm dafür — und damit verschwindet der Gegenstand aus unserm Gesichtsfeld. Im folgenden Jahre wurde das verhüllte Angebot des Direktoriums und Bonapartes zu dem für Ochs verhängnisvollen Anlaß einer neuen Mission.

Am 13. Juni übergab ihm der Minister das Kredittiv. Darin theilte das Direktorium den Wunsch herzlicher Beziehungen; es erklärte sich durch die Ausführungen des Gesandten befriedigt, unterließ aber nicht, ein Wort über die Emigranten einfließen zu lassen, welche die Eidgenossenschaft auf ihrem Boden dulde, — damit war die Angelegenheit angegeben, die noch nicht liquidirt war und die bald darauf durch das Begehren, daß die Schweiz sämtliche Emigranten ausweise, erledigt wurde. Das Kredittiv sprach mit aller Deutlichkeit aus, wie sehr es geschätzt wurde, daß ein in so hohen Funktionen stehender Bürger wie Ochs mit der Mission betraut worden war, und wieder wurde hervorgehoben, daß seine Persönlichkeit Garantie leiste für die Aufrichtigkeit seiner Botschaft.

Am 14. Juni abends 7 Uhr trat Ochs die Heimreise an. Mangel an Pferden und dazu die Nothwendigkeit, den Wagen unterwegs zu reparieren, verzögerten die Ankunft. In der Sonntagsfrühe des 19. erreichte er Bourglivre. Die letzte Strecke legte er zu Fuß zurück. Er hatte gerade noch Zeit, sich umzukleiden, um auf dem Petersplatz den Eid zu leisten. Am 27. Juni wurde er infolge der üblichen Regimentsabänderung regierender Oberstjunkermeister. Der Rat, die zuvorkommende Aufnahme seines Abgesandten verdankend, sprach in seinem Schreiben an den französischen Minister aus, Ochs hätte nicht unter glücklicheren Auspizien sein neues Amt als Haupt der Regierung antreten können.

Die Wirkung der von Ochs erreichten Verständigung mit Frankreich erstreckte sich nicht nur auf Basel, sondern auf die ganze Eidgenossenschaft. Unter dem Drucke der ultimativen Forderungen war die Anerkennung Barthélemys erfolgt. Dieser machte jetzt die Kantone auch gefügig, der zweiten Forderung des Direktoriums wenigstens in der Form entgegenzukommen. Sogar Bern gab seine — allerdings schwer erkämpfte — Zustimmung zur Ausweisung der Emigranten, und am 20. Juni, am Tag nach der Rückkehr von Ochs aus

Paris, konnte der Vorort dem Ambassadeur das Entgegenkommen der Kantone mitteilen. Dafür ließ das Direktorium den Wühler Poterat festnehmen. In Basel beruhigten sich die Gemüther. Die Einigkeit unter den Bürgern schien wiederhergestellt. „Es war aber nur ein vorübergehender Zustand.“¹⁶

Der Geheime Rat war erfreut über „Hochderoselben in Paris gehaltenen Einrichtungen, die sehr vergnüglich und beruhigend ausgefallen“ und gab den Geheimen Räten von Zürich und Bern vertrauliche Eröffnung. Von der Steigerpartei, die „mit der Zukunft des eigenen Landes spielte“¹⁷, war freilich keine allgemeine Freude zu erwarten. Aber aus dem Kreise Frischings und aus Zürich kamen Dankesbezeugungen, weil das gute Einvernehmen mit Frankreich wieder hergestellt und für einmal die Kriegsgefahr beschworen war. Der Berner Staatsrat Sinner v. Worb verband mit der an Och's gerichteten Beglückwünschung auch die Überzeugung, daß die Ausweisung der Emigranten von Gutem sein werde, und sogar Tschärner gab später seiner Meinung dahin Ausdruck, daß eine „Gelbextorsion“ durch Frankreich damals in erster Linie durch die Sendung von Och's verhindert worden sei.

Durch die Friedensbotschaft ging weder Basel noch sein Abgesandter eine Bindung ein. Die Forderungen, die Och's von Paris aus stellte, waren im Einklang mit dem von Basel verfolgten System der Neutralität. Frankreich erhob — soweit sich dies verfolgen läßt — kein Begehren um finanzielles Entgegenkommen oder um eine Gebietsabtretung, wie man gefürchtet hatte, und die Entschädigungswünsche Basels blieben auf dem toten Punkt: die Erwerbung des Fricktals konnte erst spruchreif werden, wenn der Krieg mit Oesterreich gewonnen war. Auch die Absicht, die Schweiz zu revolutionieren, lag dem damaligen Direktorium fern. Reubell verlangte ganz einfach eine Neutralität, welche der Bedrohung der französischen Grenzen vom schweizerischen Territorium

aus ernsthaft ein Ende machte, und er verbat sich jegliche Einmischung in die politischen Angelegenheiten.

Dafür fand er bei Dchs volles Verständnis, weil dieser in der Neutralität das einzige Mittel sah, seine Stadt und die Eidgenossenschaft vor einer kriegерischen Katastrophe zu bewahren. Es ist also eine historisch grundfalsche Behauptung, wenn kürzlich gesagt worden ist, Dchs sei für die Neutralität eingetreten, so lange sie Frankreich nützte. Er hat sich vielmehr seit dem Ausbruch des Koalitionskrieges für die Unverletzlichkeit des helvetischen Bodens eingesetzt — während Steiger den Krieg erzwingen wollte —, wie er sich im Jahre 1796 einsetzte, zu einem Zeitpunkt, da die schweizerische Neutralität ihre Bedeutung für Frankreich verloren hatte¹⁸.

Die Überzeugung, die Dchs während des Koalitionskrieges geltend machte, war ehrlich, — so wurde sie auch von den Zeitgenossen eingeschätzt, und darum bot seine Person Garantie für die Aufrichtigkeit seiner Mission. Und er war rechtschaffen in der Ausübung seines Amtes, diesmal wie in früheren Unterhandlungen. Er war nicht durch Pensionen oder Solddienst gebunden; er gehörte nicht zu denjenigen, die von Barthélemy oder von anderen fremden Mächten Bestechungsgelder erhielten, und wenn wir wissen, daß nach dem Tode des Berner Schultheißen Steiger „aus Dankbarkeit seine Familie mit einer ansehnlichen Pension ausgestattet“ wurde, dann könnten wir von Dchs nichts ähnliches sagen¹⁹. Es entsprach lediglich diplomatischer Gepflogenheit, wenn Dchs nach seiner Sendung von 1796 durch ein offizielles Geschenk der Regierung beehrt wurde, und es wurde nachgeholt, was nach dem Abschluß des Basler Friedens trotz den Erinnerungen Barthélemys versäumt worden war. Es war zugleich eine versöhnliche Geste dem Rat von Basel gegenüber, denn im Begleitschreiben wurde das Geschenk, ein Teeservice aus der Porzellan-Manufaktur von Sèvres, genannt als ein Zeichen der Achtung, die Dchs jedem der Mitglieder des Direktoriums eingeblöht habe, und als Beweis des voll-

kommensten Einverständnisses zwischen der Baslerischen und der Französischen Republik.

Man darf die Schuld, die Dchs später auf sich geladen hat, nicht rückwirken lassen. Unter den Männern, die ihm im Jahre 1796 nicht etwa nur in verbindlicher, sondern in herzlicher Art zu seiner Erhebung zum Oberstzunftmeister Glück gewünscht haben, finden sich viele, die ihm später feindselig gegenüberstanden. Aber sie anerkannten, daß er damals Tüchtiges leistete. So können wir auch unbefangen die Verdienste anerkennen, wie wir sein späteres Verhalten schonungslos zu prüfen haben.

Als Dchs wenige Wochen nach seiner Rückkehr aus Paris am Schwörtage zur Bürgerschaft sprach, sagte er unter anderm: „Ich, meines Orts, sehe nur darauf, ob einer es gut mit dem Vaterland meint. So lange er nun weder Parteilucht noch Heimtücke, noch Verfolgungsgeist von sich blicken läßt, so lange bleiben für mich seine Gedanken frei, und seine Offenherzigkeit hat ein Recht auf meine Achtung.“ Dem Vorsatz getreu, der ihn vor der Wahl beseelt hatte, bezeichnete er es als eine Aufgabe des Oberstzunftmeisters, den Mitbürgern „die Lehren des wahren Freiheitsfinnes und des echten Gleichheitsgefühls beizubringen, Eintracht und Bruderliebe unter ihnen zu pflanzen, und Schutz, schleunigen Schutz wider Ungerechtigkeit zu verschaffen“. Als Voraussetzung aber bezeichnete er in dieser Rede die Liebe zur Wahrheit: „Man muß nie seine Wünsche an Stelle der Wahrheit setzen.“

Anmerkungen.

Die Darstellung stützt sich auf das Aktenmaterial in schweizerischen und französischen Archiven. In Betracht kommen der Nachlaß von Peter Dchs, das einschlägige Material des Basler Staatsarchivs, Originalakten der Archives des Affaires étrangères in Paris, Kopien des Bundesarchivs in Bern. Auf die genaue Bezeichnung der Aktenstücke in Form von Anmerkungen muß aus Rücksicht auf den Raum verzichtet werden. Doch nimmt der Text darauf Rücksicht.

¹ Karl Henking, Johannes v. Müller II 383 ff.

² Die Politik in Basel und namentlich das Verhalten in der Neutralitätsfrage muß, wie dies Büchi für die Beurteilung der ganzen Eidgenossenschaft getan hat, immer auch aus dem Verhältnis zu den übrigen eidgenössischen Orten verstanden werden, ferner aus den besonderen wirtschaftlichen und geistigen Bedingungen dieses Kantons. Wenn der Rezensent der Ochs-Korrespondenz im „Bund“ die Interventionspolitik Steigers, die den Gegensatz zur baslerischen Neutralitätspolitik bildet, verschweigt, wenn er ferner die tatsächlichen Verdienste von Ochs umgeht oder sie verdächtigt, ohne auch nur den geringsten Gegenbeweis zu erbringen, wenn er zudem von Behauptungen ausgeht, die mit den Tatsachen in Widerspruch stehen und von der historischen Forschung korrigiert worden sind, dann muß er zu andern Ergebnissen gelangen als eine wissenschaftliche, auf das Aktenmaterial gegründete Darstellung. — Über die Politik Steigers hat sich Charles D. Bourcart, William Wickham usw. in der Basler Zeitschrift bereits unmißverständlich und mit sorgfältiger Überlegung ausgesprochen. Für den Basler Frieden und die Neutralitätspolitik vgl. Korrespondenz Ochs I.

³ Bei 60000 Pfund mußten wieder nach Hause getragen werden. — Ochs sagt ausdrücklich, der Rat habe Geldanlagen, aber wenig Barschaft gehabt. Der Schatz sei bis auf etwa hunderttausend oder zweihunderttausend Pfund erschöpft gewesen. Das Anleihen betraf viermalhunderttausend Pfund. (Entwurf der Basler Geschichte.)

⁴ Manuskript.

⁵ Ein aus Bern datierter Brief vom 20. April 1796, für Ludwig XVIII. bestimmt, spricht von der Spannung zwischen Basel und Frankreich und übermittelt als Äußerung Steigers, die Gelegenheit, zu handeln sei jetzt gekommen. Kopie. Arch. des Aff. étr. Paris.

⁶ Diarium D. B. Manuskript. Tagebuch Ochs. — Entschuldigung Barthélemy's: Wyß, Leben der beiden Bürgermeister usw. I 160.

⁷ Die Note vom 26. März abgedr.: Ochs, Basler Gesch. VIII 186, Strickler, Aktensamml. I 20. Ebd. die Antwortnote, französisch bei Ochs, deutsch bei Strickler. Oberstzunftmeister Andreas Merian rühmt, trotz seiner politischen Gegnerschaft zu Ochs, die von diesem verfaßte Note und gibt der französischen Fassung bei weitem den Vorzug vor der deutschen Übersetzung. F. A. Hirzel, Zentralbibl. Zürich.

⁸ Bourcart, a. a. O. S. 27. Man beachte, daß Ochs selten in den Berichten erwähnt wird.

⁹ Fritz Bischer, Kriegsnöte der Basler usw., im Basler Jahrbuch 1920, S. 25, ergänzen durch Korresp. Dchs. Ferner: E. Schlumberger, Beiträge usw., in der Basler Zeitschr. f. Gesch. XIII. Dchs erwähnt Verfehlungen und strenge Strafen im Manuskript der Basler Gesch. (Entwurf). Er selber muß auftragsgemäß Joh. Jak. Erlacher für „gefallene Reden“ einen derben Verweis geben. Erlacher ist Demokrat!

¹⁰ Es ist natürlich ganz falsch, wenn man die Sache so darstellt, als ob Dchs mit seinen Sympathien allein gestanden hätte. Man vergleiche die Berichte der Agenten Wickhams. Es ist eine Behauptung des Rezensenten, die politische Überzeugung von Dchs sei ebensosehr von der Zurücksetzung durch das Zunftregiment wie von Grundsätzen bestimmt worden. Er ist gar nicht zurückgesetzt worden, sondern er machte Karriere und wurde ein Haupt der Regierung. Auch die Ehrenämter und Missionen sind keine Zurücksetzung.

¹¹ 11. Mai 1796. Von Dchs nicht abgedruckt, hingegen von Strickler a. a. O. S. 23.

¹² Marquis de Poterat, Vice-Ambassadeur. Vgl. R. Obser, in der Zeitschr. f. d. Gesch. des Oberrheins 46. N. F. Bd. VII.

¹³ Das Datum bei Dchs, Basler Gesch. VIII 194, ungenau.

¹⁴ Gemuseus: Protokoll des XIIIer Rates. — Odet: 10. Mai 1796. Staatsarchiv Basel.

¹⁵ Originalakten und Kopien im Basler Staatsarchiv und im Familienarchiv. Knapp: Tagebuch Dchs. Entwurf der Basler Gesch. — Dchs wolle eigene Geschäfte verrichten und falsche Rapporte widerlegen, berichtet Oberstzunftmeister Andreas Merian an Seckelmeister C. Hirzel. F. A. Hirzel, Zentralbibl. Zürich.

¹⁶ Entwurf der Basler Gesch.

¹⁷ Hermann Büchi, Vorgeschichte der helvet. Revolution I 419. Auf diese gründlich dokumentierte und durch selbständige Betrachtungsweise hervorragende Publikation sei mit allem Nachdruck verwiesen.

¹⁸ Vgl. Anm. 2.

¹⁹ Bourcart a. a. O. S. 16. Vgl. auch Büchi a. a. O. I 32.